

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee

Hoefer, Edmund

Stuttgart, [circa 1881]

Vorpommersche Städte

[urn:nbn:de:bsz:31-4556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-4556)

Vorpommersche Städte.



uch hier ist es, wie schon gesagt, wieder wie in Mecklenburg: die Städte kommen verhältnißmäßig wenig in Betracht und sind mit Ausnahme der beiden alten Angehörigen der Hanse, völlig unbedeutende offene Land- und Ackerbürgerstädtchen oder kleine Seeplätze, die gleichfalls keine Wichtigkeit haben. Am meisten Interesse haben von ihnen der stattliche Fischer- und Schifferort Anklam und die noch aus der Slawenzeit stammende Herzogsstadt Wolgast, mit Seehandel, der aber bis in die neueste Zeit fast ganz in den Händen eines einzigen Hauses war, des bedeutendsten freilich, beinah' an der ganzen Ostseeküste.

Es bleiben die beiden größeren Seestädte übrig, Stralsund und Greifswald, wie wir schon sagten, alte Glieder des Hanseabundes, und bis zur Mitte unseres Jahrhunderts noch immer in einer gewissen selbständigen und Ausnahmstellung, der alten herzoglichen, der schwedischen und selbst der preussischen Regierung gegenüber.

Stralsund, die weit bedeutendere von beiden, nahm in jenem Bunde eine der ersten Stellen ein. Die Stadt ist besonders günstig gelegen, an einer eine halbe Stunde breiten Meerenge („Gellen“, „Strelasund“), welche sie von Rügen trennt, und umgeben von drei großen Teichen, dem „Knieper“, „Franken“ und „Tribsee“, welche durch vier Dämme von einander und vom Meere geschieden werden, so daß der also eingeschlossene Landabschnitt im Grunde eine Insel bildet

und der Platz bis zur Vervollkommnung der Artillerie für eine natürliche Festung ersten Ranges gelten durfte. Dieselbe hat denn auch als solche ihre Probe einmal glänzend bestanden und durch die Belagerung Wallensteins einen europäischen Ruf erlangt.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Jaromar I. von Rügen gegründet und mit deutschen Kolonisten bevölkert, war sie den pommerischen Herzogen ein Dorn im Auge und wurde alsbald niedergebrannt, ein Schicksal, das ihr dreißig Jahre später die „neidischen“ Lübecker aufs neue bereiteten und unter dem sie noch einmal, wiederum nach dreißig Jahren, litt. Allein sie raffte sich immer wieder zusammen und erstarkte in und trotz aller Noth, und kurze Zeit nach dem letzten Unglück schloß sie bereits mit den übrigen, früher genannten Städten den Bund, der in den nordischen Meeren und an den nordischen Küsten fast dreihundert Jahre lang die herrschende Macht bildete. Damals nahmen Stralsunds Reichthum, Macht und Ansehen mit ähnlicher Raschheit zu, wie wir es von Lübeck erfuhren, und auch als es nach dem Aussterben der rügenschen Fürsten nebst dem ganzen Fürstenthum unter die Herrschaft der pommerischen Herzoge und damit an das deutsche Reich kam, blieb es in fast vollständiger Selbständigkeit und im kräftigsten Fortschreiten.



Inflam.

Zu dieser Zeit, d. h. im ganzen 14. und dem größten Theil des 15. Jahrhunderts, waren Stralsunds Macht und Ansehen die höchsten, und es fand sich an den Ostseeküsten und tief in das Land hinein, mit Ausnahme Lübeds, Wisbys und Nowgorods keine Stadt, die sie übertraf. Wo von Seezügen und Bundeskriegen berichtet wird, sind die Stralsunder dabei und voran, und auf den Bundestagen sprachen die Gesandten dieser Stadt stets ein gewichtiges, nicht selten das entscheidende Wort. Die Stadt übertraf thatsächlich alle ihre Schwestern an politischer Energie. Und auch in seiner inneren Geschichte zeichnet sich Stralsund durch Kraft und Tüchtigkeit aus und bildet eines von jenen stolzen und mächtigen mittelalterlichen Gemeinwesen, wie sie uns heutzutage selbst in den drei übrig gebliebenen Hansestädten nicht mehr begegnen. Stralsund soll damals zwischen 40 und 50,000 Einwohner gezählt haben, und erfreute sich ohne Zweifel einer noch ganz anderen Blüte, als die sie jetzt allmählich wieder zu erreichen beginnt. Davon zeugt alles, was wir noch heut in der alten Stadt finden, und alles, was wir von damals vernehmen — alles, selbst die bürgerlichen Unruhen und Wirren, ja, wie seltsam das auch klingen mag, die städtischen Anekdoten und Sagen, zeigt uns ein großes, rühriges, festbegründetes und gegliedertes Gemeinwesen und Bewohner von tropigstem Unabhängigkeitsinn und stolzestem Selbstgefühl.

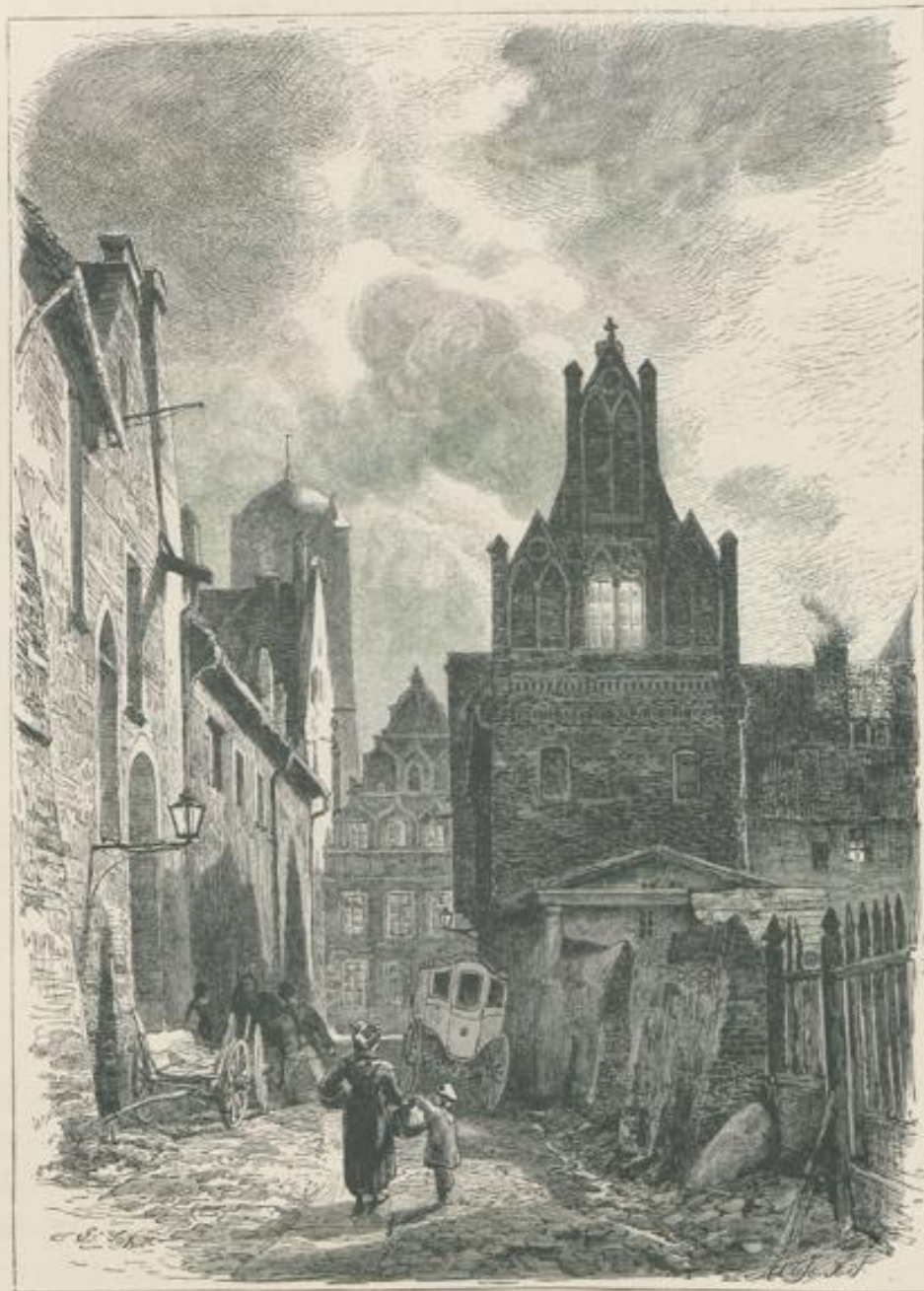
Von dem Muth der Stralsunder, nicht nur der Männer, sondern auch der Frauen, zeugt die Sage, daß die Dänen einmal mit vielen Schiffen heranzogen und die kleine Insel, welche zwischen Stralsund und Rügen liegt, Nachts besetzten. Die Stadt hatte augenblicklich kein einziges Schiff zu Hause, aber die Bürger stiegen in die Fischerböte und fielen den Feind mannhaft an. Die Dänen erwehrt sich jedoch ihrer in den großen Schiffen und die Stralsunder wichen jagend gegen die Stadt zurück. Am Ufer aber standen ihre Weiber und jagten sie mit Spott und Hohn und Schmähungen über ihre Feigheit zurück in den Kampf. Und da gewannen die Bürger und die Dänen wurden theils erschlagen, theils gefangen. Seitdem heißt das Inselchen „der Dänholm“.

Anderer Ueberlieferungen bekunden freilich eine erschreckende Roheit, wie sie gerade in Nordostdeutschland, wo die Unterdrückung des Slaventhums die Grundlage der Existenz bildet, sich vielfach dem Kulturhistoriker darbietet. So gab z. B. einmal der Rath seinen lieben Bürgern zur Fastnacht ein Schauspiel, das großen Beifall fand; auf dem alten Markt wurde am „Kak“, d. i. Pranger, eine Kaze festgebunden, mit der ein Mensch, dem



Partie von Stralsund. Von Hans Bartels.

die Hände rückwärts festgebunden waren, sich beißen mußte. Und da er sie endlich wirklich todt gebissen hatte, wurde er vom Bürgermeister feierlich zum „Käpenritter“ geschlagen. — Ein Jahr später wurden alle Blinden in der Stadt zusammengerufen, mit Keulen bewaffnet und auf einen umhegten Platz geführt, um daselbst ein losgelassenes



Gasse in Stralsund.

Schwein todt zu schlagen. Bis ihnen das gelang, gab es für sie selbst die schwersten Beulen, aber — „eine solche Fastnachtsfreude hatte man in Stralsund auch noch nie erlebt!“

Der Sieg über Wallenstein ist der letzte Glanzpunkt in Stralsunds Geschichte. Unter der schwedischen Herrschaft sank die Stadt trotz aller Milde derselben fast unausgesetzt, und ihre Eigenschaft als Festung brachte von Zeit zu Zeit nur neues Unheil über sie. Selbst der Ruf der Uneinnehmbarkeit ging rasch zu Grunde. Der große Kurfürst nahm Stralsund nach einem kurzen, aber heftigen und verderblichen Bombardement ein; Friedrich Wilhelm I. eroberte sie gleichfalls in kurzer Zeit. Nicht länger lagen die Franzosen 1807 davor, und so scheint es denn wohl

gerechtfertigt, daß Preußen von Anfang an wenig für die Erhaltung und Erneuerung der Festungswerke that und neuerdings dieselben vollends zu schleifen begonnen hat. Von allen übrigen Schicksalen gedenken wir schließlich nur noch jener traurigen Schill'schen Affaire im Mai 1809, von welcher der alte Ernst Moritz Arndt singt:

„O Schill, o Schill, du tapferer Held,
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließt in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein.“

Der Freiheitskämpfer war schon 1807 als Führer eines Streifcorps in dieser Gegend sehr populär geworden, so daß das Volk nicht an seinen Tod glauben wollte. Wir selbst haben noch von rügenschen Bauern die bestimmte Erklärung gehört: „Der Schill hätte die Mähr von seinem Falle selbst erfunden, um seinem Könige, der sich noch



Wallenstein vor Stralsund.

nicht gegen Napoleon auflehnen konnte, Verlegenheiten zu eriparen. Auf den Gütern der Umgegend hätte der Todtgeglaubte noch jahrelang heimlich gehaust und in der Stille noch manchen Franzosen weggepußt.“ Dieser Volksglaube ist interessant als modernes Seitenstück zu den mannichfaltigen Entrückungen alter Nationalhelden.

Trotz der schon erwähnten schweren Leiden, zu denen sich auch in Friedenszeiten noch das eine oder andere Unheil, wie im Jahre 1680 zum Beispiel ein furchtbarer, fünfhundert Häuser verzehrender Brand gesellte, hat Stralsund ein merkwürdig alterthümliches Aussehen bewahrt, im Innern so gut wie von außen. Ob wir von der See oder von der Landseite kommen, wir finden stets ein imposantes Stadtbild vor uns. Das mag nicht bloß an den Thürmen und hochaufragenden Kirchen liegen, sondern auch und mehr noch an der durch die Seen und die Festungswerke eng zusammen gedrängten Lage des Ganzen. Wer auf der Eisenbahn von Greifswald herkommt, findet kurz vor dem Stralsunder Bahnhof einen Punkt, wo hinter dem Teich sich die Stadt mit ihren Wällen, Mauern, Thürmen, den aufstrebenden, dicht gedrängten Giebeln und den mächtigen Kirchen in einer Weise präsentiert, daß man dieses Bild nicht leicht wieder vergißt.

Im Innern der Stadt gibt es, im Verhältnis zu den schweren Belagerungen und Bränden, noch ungewöhnlich viel Alterthümliches. Es ist kein Mangel an winkligen Straßen, an Gäßchen und Durchgängen der allerschmalsten Art, so daß sie etwaigen Stralsunder Spatzvögeln ebenso dienstlich werden könnten, wie jenes Gäßchen in Krostof



Schills Tod.

den lustigen Studenten. Hin und wider treten noch gewaltige oder schöne Giebel hervor; winkelvolle graue Klosterbauten führen uns in die Vergangenheit zurück, obgleich sie längst nicht mehr dem früheren Zwecke dienen — Stralsund war eine der ersten Städte Deutschlands, welche die Reformation einführten. Am alten Markt steht das stolze Rathhaus mit seiner interessanten, reichgeschmückten und gegliederten Fassade über dem schweren Unterbau — ein Bauwerk, das allein schon einen Ausflug nach Stralsund für den Reisenden lohnend erscheinen lassen würde, zugleich eines der historisch merkwürdigsten Gebäude Deutschlands, weil in seinem großen Saale 1370 der berühmte „Stralsunder Friede“ unterzeichnet wurde, der die Hanse auf die Höhe ihrer Macht erhob. Hinter ihm, leider wie in einer Art von Versted, erhebt sich die schöne Nikolaikirche, die nach unserer Anschauung noch vor der größeren Marienkirche den Preis verdient. Dagegen hat diese letztere den Vorzug, daß man von ihrem hohen Thurme einen Ausblick über Land und See gewinnt, den niemand veräumen sollte, welcher nur irgend der allerdings beschwerlichen Kletterpartie gewachsen ist: hinab auf die Stadt und den rührigen Hafen, über halb Pommern hin und tief in Mecklenburg hinein, weit in die See hinaus und über einen großen Theil Rügens fort — wie eine gewaltige Landkarte liegt das alles zu euren Füßen.

Bei einem Gange durch und um die Stadt darf man schon in der Fährstraße seinen Blick auf den Denkstein richten, der den Platz bezeichnet, wo Schill zusammengehauen wurde. — Am Frankenthor erinnert man sich voll Bewunderung an den wilden Karl XII., der hier nach jenem sechszehntägigen Gewalttritt von Bender durch Ungarn, Oesterreich, Bayern, die Pfalz, Westfalen und Mecklenburg in der Novembernacht anlangte und warten mußte, bis der regierende Bürgermeister ordnungsmäßig von seiner Ankunft unterrichtet worden und die Thorschlüssel hergegeben hatte.

Die interessanteste Partie Stralsunds bleibt aber immer der Hafen, mit dem Ausblick auf die kleine, jetzt zu einer Marinestation erhobene Insel Dänholm — früher „Strela“ oder „Strale“ geheißen und daher die Namensgeberin der Meerenge und der Stadt — und das Dorf „Alte Fähre“ an der rügenischen Küste drüben. Hier macht man sich am besten einen Begriff von Stralsunds Bedeutung im Mittelalter, als dieser geräumige, wohlgeschützte Meerestheil sich mit zahlreichen Schiffen belebte, denen damals die Eingänge zwischen Festland, Rügen und Hiddensee noch nicht zu leicht waren, wie sie es leider für die größeren Seefahrzeuge der Gegenwart sind. Doch auch gegenwärtig ist der Anblick kein wehmüthiger, denn der Verkehr ist hier ungeachtet aller Schwierigkeiten in beständigem Aufschwunge. Stralsund hat sich auf das Tapferste aus der Verjunkenheit wieder heraufgearbeitet und nimmt jetzt wieder als Handelsplatz eine nicht geringe Stellung ein. Wie viel rascher wird es größerer Bedeutung entgegenwachsen, wenn erst die Festungsgraben vollends gefallen sind und es ganz zur offenen Stadt geworden ist!

Wir wenden uns jetzt nach Greifswald, denn so und nicht anders heißt diese Stadt, und das Ende, das man ihr außerhalb Pommerns zuweilen anzuschreiben liebte, gehört ihr nicht.

Ums Jahr 1207 war zu Hilda oder Eldena am Ausfluß des Rida in den jetzigen Greifswalder Bodden ein Cisterzienserkloster gegründet und mit großem Grundbesitz begabt worden. Ein Menschenalter später legte der Abt Andreas an jenem Flusse, eine Stunde von der Mündung, wo sich Salzquellen zeigten und der Boden höher und trodener war, eine Marktstelle an, die bei dem ungemein regen Handel an diesen Küsten und da der kluge Abt sich die Zustimmung der rügenischen so gut wie der pommerschen Fürsten gesichert hatte, rasch bedeutenden Zuzug fand und alsbald zu der, nun nach dem Namen des Waldes, Griepeswald, getauften Stadt gedieh. Mit ihrem Namen und als Stadt wird sie urkundlich zuerst 1248 genannt. Das Gründungsjahr hat man trotzdem aber um etwas zurückgelegt und zwar auf 1233, so daß am 6. Dezember 1833 das 600jährige Bestehen Greifswalds mit großen Festlichkeiten gefeiert wurde.

Ein Jahr nach jener ersten urkundlichen Erwähnung, 1249, wurde dem Abte das junge Gemeinwesen aber bereits zu groß und mächtig. Er trat dasselbe dem Herzoge Wartislaw von Pommern-Demmin feierlich ab, und von der Zeit an gedieh die Stadt unter so gutem Schutze und so mächtiger Förderung, begabt mit immer neuen Freiheiten, in einer Weise, von der wir Heutigen gar keine Vorstellung mehr haben. Schon 1250 erhielt sie vom Herzog das Recht der Stadt Lübeck; fünfzehn Jahre später haben die Dominikaner im westlichen, die Franziskaner im östlichen Theile ihre Klöster und wird bereits von einem kleinen Hafentort auf der rechten Seite der Rida-Mündung geredet. Vor dem Ende des Jahrhunderts ist die Neustadt zur Altstadt gekommen und existiren die drei großen Pfarrkirchen, und auch das Straßenverzeichnis ergibt bald darauf so ziemlich die gleiche Ausdehnung, welche Greifswald bis auf die neueste Zeit besaß. Inzwischen war der Handel ausnehmend angewachsen und hatte die Stadt mit den übrigen, sogenannten „wendischen“ (d. h. auf altwendischem Boden als deutsche Kolonien entstandenen) Städten Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund einen festen Bund geschlossen. In den Jahren 1326—1328 führten die Städte Stralsund, Greifswald, Demmin und Anklam auch bereits einen siegreichen Landkrieg gegen Mecklenburg, und die Ruhe und Sicherheit der Landstraßen wurde voll Energie aufrecht gehalten.

Wir verfolgen die Geschichte Greifswalds nicht weiter. Die Stadt hatte, wie die übrigen Bundesglieder, ihre Tage des Glanzes und endlich des Verfalls und wurde später durch schwere Belagerungen, durch wilde Plünderungen, durch die schonungslose Behandlung, jetzt der kaiserlichen, dann der dänischen und russischen Besatzungen, durch große Brände und was des Unheils noch mehr war, dem völligen Untergange nahe gebracht. Sie verödete, der Hafen versandete, der Handel lag vollständig darnieder, und erst nach dem siebenjährigen Kriege fing man an sich allmählich wieder aufzuraffen, bis die französische Invasion von 1806—1813 auch hier noch einmal allem Gedeihen ein Ende machte. Mit den alten Landesfürsten blieb Greifswald, trotz seiner eifersüchtig gewährten, fast vollständigen Unabhängigkeit, in merkwürdig gutem Einvernehmen — vielleicht wurde dies auch durch die 1456 gegründete Universität



Auf den Wällen von Greifswald.

vermittelt, die von jenen nach Kräften gefördert wurde. Auch die schwedische und die preussische Regierung waren der Stadt immer wohlgeneigt; man ließ ihr bis in die neueste Zeit ihre alte Verfassung und gewährte ihr gelegentlich die eine oder andere Unterstützung. In der Hauptsache aber blieb sie stets auf ihre eigene Kraft angewiesen. Man darf hier hinzusehen: nicht mit Unrecht. Denn Greifswald ist, vorzüglich durch seinen ausgedehnten Grundbesitz, eine sehr wohlhabende, ja seit die alten Kriegsschäden und Lasten wohl meistens überwunden sind, reiche Stadt, die schon selber etwas für ihren Flor thun kann. Sie hat sich denn auch tüchtig aufgenommen und ihre Einwohnerzahl hob sich seit der traurigen Zeit zu Anfang des Jahrhunderts recht erfreulich.

Schon aus der Ferne erkennt man beinahe, daß die Anlage der Stadt und ihr gegenwärtiger Zustand von dem verschieden sind, was wir anderwärts, wie bei Lübeck, Rostock oder Stralsund, fanden. Der hohe schlanke Thurm der Nikolai- und die kastellartige schwere Masse der fast thurmlosen Marienkirche werden in dem ebenen Lande schon in großer Ferne sichtbar. Nach einer ganzen Weile sieht man erst die dritte, die um vieles kleinere Jakobikirche; von dem aber, was zwischen diesen drei, dem Anschein nach verhältnismäßig weit von einander getrennten Bauwerken liegt, erblickt man wenig oder nichts, und man muß schon ziemlich nahe kommen, bis man auch etwas von den Häusern sieht. An höheren Gebäuden ist Greifswald in Folge der oben angegebenen schweren Beschädigungen nicht mehr reich und überdies breiten sich schon seit vielen Jahren vor allen Thoren weitläufige Vorstädte aus, welche den eigentlichen Stadtkern erst in ziemlicher Nähe unterscheiden und sichtbar werden lassen.

Kommt man hinein, so findet man fast durchgängig gerade und verhältnismäßig breite Straßen mit meistens sauberen, aber einfachen und vor allen Dingen niedrigen Häusern — ein dreistödiges war vor vierzig, ja selbst vor dreißig Jahren eine Seltenheit, und es gibt noch heute manche Straßen, wo die Mehrzahl sogar nur einstödig ist. Die alten hohen Giebelhäuser standen auch schon vordem nur noch vereinzelt und haben seither unausgesetzt abgenommen. In Folge dessen fehlt es nirgends an Licht und Luft und der Gesamteindruck der Stadt ist, zumal dieselbe eine sehr reinliche, ein ungemein freundlicher und ladet zum Verweilen ein. Ja Greifswald verdient die Bezeichnung

als hübsche Stadt. Gegen die Landseite zu ziehen sich die alten Wälle mit den schönsten Alleen und freundlichsten Anlagen hin. Am Hafen ist es, seit die Stadtmauer niedergelegt wurde und die anstoßende Reihe niedriger Häuser verschwand, geräumig geworden und es treten schon stattliche Neubauten auf. So fehlt es auch im Innern und in der Umgebung nicht an hübschen Partien. Der „Große Markt“, auf den wir noch besonders zu reden kommen, ist ein ansehnlicher Platz: die längst frei gewordenen Kirchhöfe sind, wenigstens um St. Nikolai, mit Gartenanlagen geschmückt, und der Universitätsplatz — vordem hieß er „der wüste“ — trägt seit 1856 das Denkmal, welches bei der 400jährigen Stiftungsfeier der Universität errichtet wurde, und würde durch die ihn umgebenden stolzen Alleen und üppig gedeihenden Anlagen jeder Stadt zur Zierde gereichen.

In der Umgebung tragen die Vorstädte noch vorwiegend einen ländlichen Charakter, auf der Südseite aber und gegen den Bahnhof hin erwächst ein ganzer neuer Stadttheil, in dem es an stattlichen Häusern und großen öffentlichen Bauten, zu denen drinnen doch wenig Raum war, nirgends fehlt und auch eine hübsche kleine Kirche der katholischen Gemeinde entstanden ist. Fast noch auffälliger ist die Veränderung im nordwestlichen Theile der Stadt. Es lagen hier vordem noch einzelne alte Gebäude des früheren Dominikaner- — des „schwarzen“ — Klosters und zogen sich gleich ihnen an der Stadtmauer entlang allerhand Gäßchen, Winkel, Gärten und Räume hin, welche diese Gegend zu einer nichts weniger als freundlichen machten. Jetzt sind die Mauer- und alten Klosterbauten verschwunden, und es erheben sich hier, anstoßend an einen Theil jener oben erwähnten Wallanlagen und gegen den Sid zu, prächtige neue Bauwerke für allerhand Universitätszwecke, die Anatomie, das chemische Laboratorium und was dergleichen mehr ist. Ueberhaupt ist von allen Seiten her neuerdings noch viel mehr Licht und Luft in die Stadt gekommen, denn es sind, außer einem großen Theil der Mauern, auch die Thore abgebrochen, um für den gesteigerten Verkehr Platz zu schaffen.

Greifswalds Aussehen ist besonders durch diese letztere Maßregel sehr verändert worden. Abgeschlossen, wie es sonst war, machte es, trotz der wenig zahlreichen Alterthümer, noch immer den Eindruck einer alterthümlichen und in ihrer Eigenart fortbestehenden Stadt, während es uns jetzt fast nur noch als eine Landstadt erscheint, wo von keinem besonderen Charakter mehr die Rede ist. Es kommt dazu, daß wenigstens dem fremden Besucher der Stadt jener angegebene Grund ihrer vollständigen Aufschließung kaum recht als ein zwingender erscheinen dürfte. Uns kam der Ort allerdings viel größer, aber nicht lebhafter vor und von zunehmendem Verkehr und gestiegenem Handel wollte uns bei dem freilich nur kurzen Besuch nichts recht sichtbar werden. Ja es war in den Straßen, welche nicht direkt zum Bahnhof führen, viel stiller als vordem, und am Hafen war es todeseinsam. Es lagen hier nur ein paar vereinzelte Küstenfahrer, und wären nicht ziemlich viel neue Schiffe jeder Größe und in allen Stadien ihres Baues auf dem Stapel gestanden, so hätte kein Mensch auf einen immerhin nicht ganz unbedeutenden Seehafen und Seehandelsplatz rathen können.

Um doch auch der älteren Bauwerke zu gedenken, so sind die Kirchen gewichtige Zeugen von der Macht und dem Reichthum, zu denen sich die junge Stadt in kurzem erhoben haben muß. Die Marienkirche ist unvollendet, d. h. ohne Chor geblieben, und da auch der Thurm sich kaum über das Dach erhebt, so erscheint sie in einer ganz ungewöhnlich hohen, kompakten Masse. Die Nikolaikirche ist niedriger, aber um vieles größer und gehört zu jenen mächtigen Bauten dieser Art, welchen wir an der ganzen Ostseeküste entlang begegnen. Ihr Thurm, der wegen seiner Höhe vordem weit und breit berühmt war, wurde 1515 und wiederum 1650 durch schwere Stürme bis auf das Mauerwerk zerstört und beidemal auf die Kirche selber hinabgeworfen, welche dadurch ernstlich beschädigt wurde. Die jetzige Spitze erreicht die alte Höhe nicht; sie ist freilich im Ganzen schlank, aber seltsam verschörkelt, so daß der Thurm nicht mit Unrecht einer Schachfigur verglichen worden ist. Die Jakobikirche ist bei weitem die kleinste von den dreien, und der einfach viereckige, durch ein spitzes Dach abgeschlossene Thurm hebt sich gleichfalls nur wenig über das Dach empor. — Das Innere der Marienkirche imponirt durch die Höhe und dasjenige der Nikolaikirche durch die Größe. Bei der ersteren findet sich südwärts eine zierliche Kapelle, und an der anderen ist das Fenster

des Ostgiebels bemerkenswerth. Im Uebrigen ist weder äußerlich, noch im Innern recht von einem besonderen Schmuck die Rede — sie sind würdig, aber mit einer gewissen Nüchternheit restaurirt —, an Unglück hat es, wie wir schon sagten, der Nikolaikirche, an Mißhandlung den beiden anderen nicht gefehlt: in St. Marien etablirte Marschall Soult das Hauptmagazin und in St. Jakobi sogar die Feldbäckerei.

Von den alten Giebelbauten haben wir schon oben gesagt, daß sich dieselben auch früher nur spärlich fanden, und wir fügen jetzt hinzu, daß sich unter ihnen auch nur wenige auszeichneten. Die alten Giebel waren häufig durch neuere, völlig nüchterne ersetzt oder, wie wir es auch anderwärts zu bedauern fanden, durch Ueberhöhung entstellt worden. Von diesen sind neuerdings viele durch Neubauten verdrängt und einzelne mit mehr oder weniger Geschmack restaurirt worden. Der Rest will nichts mehr bedeuten; nur am Markt finden sich noch zwei oder drei, und unter ihnen ist denn freilich auch derjenige, welcher zu den aller-

vollständig abgebrochen werden mußte und auch der Giebel nicht gerettet werden konnte. Der dritte Giebel, neben diesem Neubau rechts, ist glücklicherweise wiederum noch erhalten. Er kommt freilich auch dem ersten bei weitem nicht gleich, ist aber in seiner verhältnismäßigen Einfachheit — aus der hohen, schräg zulaufenden Wand treten sechs dünne durchgehende Thürme hervor, deren beide mittlere, oben verbunden, in die eigentliche Spitze auslaufen, während in den Zwischenräumen die dreifach getheilten Lutenwölbungen erscheinen — von schöner Wirkung. Diesen dreien — oder vielmehr jetzt nur beiden — gegenüber, findet sich an der Westseite des Markts noch der sehr beachtenswerthe, aber



Giebelhaus in Greifswald.

schönsten in ganz Deutschland gehört, ja vielleicht der schönste von allen ist.

Es ist ein treppenförmig aufsteigender Giebel, dessen Abfänge mit Thürmchen verziert sind, von der schönsten Gliederung und der reichsten Ornamentik — ein wahrer Prachtbau, obgleich er leider gleichfalls nicht einer gewissen Renovation in der Färbung entgangen ist. Neben ihm erhob sich bis vor wenigen Jahren der zweite, nicht so reich, aber fast noch interessanter, — eine mächtig aufsteigende, unten und oben gleich breite, einfach gegliederte, am oberen Ende mit Zinnen verzierte Wand. Als man an eine nöthige Restauration des Innern ging, zeigte sich das alte Haus aber so baufällig, daß es leider

viel zu wenig beachtete Giebel der Rathsapothek, dessen Schönheit freilich hinter der leidigen Uebertünchung fast verschwindet. Endlich mag man sich einen vierten am nahen „Fischmarkt“ ansehen, freilich nicht seiner Schönheit, sondern seiner Höhe wegen: er zeigt, wenn wir uns recht entsinnen, über den beiden bewohnten Stockwerken, noch sieben oder gar acht Lädenreihen, d. h. abgefonderte Böden über einander.

Und nun kommen wir endlich zu demjenigen Institut, welches Greifswald auch zu den Zeiten seines tiefsten Verfalls noch immer ein gewisses Ansehen verlieh und nach langem Kränkeln neuerdings den glänzendsten Aufschwung genommen hat — das ist die 1456 gestiftete Universität. Sie hat von der Ungunst der Zeiten nicht weniger zu leiden gehabt, als die Stadt selber. Mehrmals dem Untergange nahe, fristete sie auch in den ruhigen Zeiten stets nur mühsam ihr Dasein und erregte nach dem Sprichwort: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen!“ — diesen letzteren lange Zeit auswärtis im vollsten Maße. Da man wußte, daß sie reich und die Zahl der Studenten stets eine außerordentlich kleine sei, während es doch niemals an tüchtigen Lehrern fehlte, so sagte man wohl, daß hier niemand als Student aufgenommen würde, der wohlhabend genug sei, um keines Stipendiums und keines Freitisches zu bedürfen, hier sei das alte Wort: „tres faciunt collegium“ entstanden, denn es fänden sich zu den Vorlesungen kaum Zuhörer, und was dergleichen mehr verlautete. Und man hatte nicht ganz Unrecht. Noch bis in die dreißiger Jahre ging die Zahl der Studenten meistens nur wenig über hundert hinaus und von Nicht-Pommern stellten sich fast nur von Zeit zu Zeit einige Ungarn, für die sich reiche Stipendien fanden, und ziemlich zahlreiche Westfalen ein, welche einerseits durch die Billigkeit und andererseits durch die stets im besten Ruf stehende medizinische Fakultät angezogen wurden.

Von Zeit zu Zeit spekulirten daher auch allerhand bureaukratische oder schlaue Köpfe auf eine Verlegung der unglücklichen Universität. Glücklicherweise ging das Ding aber nicht so leicht, da das Anrecht der Stadt auf ihre Universität ein gut gesichertes und die letztere vom Staat völlig unabhängig ist. Sie ist durch ihren eigenen, sehr großen und einträglichen Grundbesitz eine der reichsten von allen Universitäten Deutschlands, und ihre Einnahmen, vordem bei den damaligen schlechten Pachtverhältnissen ziemlich gering, haben sich neuerdings in überraschender Weise gehoben. Mußte sie doch schon in den dreißiger Jahren die schweren Gründungskosten der neu angelegten landwirthschaftlichen Akademie in dem nahen Eldena, so viel wir wissen, ohne irgend einen Staatszuschuß allein tragen und konnte dies auch ohne allzugroße Beschwerde.

Jetzt haben sich die Verhältnisse, wie gesagt, noch viel günstiger gestellt und werden die reichlich vorhandenen Mittel zu allen möglichen, aber freilich hochnothwendigen Verbesserungen angewandt. Der Erfolg ist denn auch ein äußerst erfreulicher gewesen und die Universität zu einem, zuvor nie gekannten, ja nie geahnten Flor gelangt, die Zahl der Studenten ist über 500 gestiegen und das Institut nimmt unter seinesgleichen einen ansehnlichen Rang ein, ja hat manche von jenen überholt, die noch vor gar nicht langer Zeit tief auf Greifswald hinabfahen.

Aber auch abgesehen von der Universität, drängt sich in der guten alten Stadt eine ganz ungewöhnliche Menge von Bildung schon seit Altersher zusammen, und das Leben ist ein geistig reges, überaus geselliges und angenehmes — von der in anderen norddeutschen Handelsstädten häufig vorherrschenden Steifheit und strengen Ständegliederung zeigt sich hier verhältnismäßig wenig. Das Appellations- und das Kreisgericht, das Gymnasium, die Garnison, ein wohlhabender, gebildeter Handelsstand, Privatgelehrte, eine meist reiche Umgegend und endlich nicht wenig Fremde, die sich seit langem aus der Nähe und Ferne hieher zu ziehen pflegten, bilden im Verein mit den Angehörigen der Universität und allem, was sich hier sonst noch anschießt, einen ansehnlichen Kreis, in welchem es jedem, der nur einigermaßen darauf angelegt ist, wohl werden muß und nirgends an Anregung und Unterhaltung fehlt. Es scheidet nicht leicht jemand wieder von Greifswald, der hier einmal „warm geworden“ ist.